

Wer die Akten hat, hat auch das Sagen

Die Forschungsthemen der Zeitgeschichte werden mehr und mehr von den Besitzern der Quellenbestände bestimmt. Wie werden solche Großaufträge verteilt? Die Geschichte der Treuhandanstalt bietet ein Exempel.

Von
Constantin Goschler

Ein heißes Eisen der Zeitgeschichte wartet auf seine Erforschung: die zwischen 1990 und 1994 von der Treuhandanstalt durchgeführte Privatisierung des volkseigenen Vermögens der DDR. Bis heute kollidieren zwei Betrachtungsweisen. Handelte es sich um den ruinösen Ausverkauf des Ostens, der die einen reich machte und den anderen Massenarbeitslosigkeit und Deindustrialisierung bescherte? Oder blickt man zurück auf den alternativlosen Umbau einer bankrotten Staatswirtschaft in eine Marktwirtschaft? Während reißerische Darstellungen diese Thesen Jahr um Jahr zuspitzen, lieben sich seriöse wissenschaftliche Untersuchungen mangels Aktenzugang bislang kaum anstellen. Dabei besitzt das Thema vor allem in Ostdeutschland erhebliche Sprengkraft, und vermutlich beeinflusst es auch politische Präferenzen und das entsprechende Wahlverhalten. Denn die Erfahrung der massenhaften Privatisierung und „Abwicklung“ reichte in Ostdeutschland in alle Lebensbereiche hinein. Sie prägte gleichermaßen das Verhältnis zur Marktwirtschaft wie zur Demokratie und bildet ein schier unerschöpfliches Reservoir ressentimentgeladener Anekdoten.

Seit kurzem scheinen sich die Voraussetzungen der zeithistorischen Erforschung der Privatisierung der ostdeutschen Wirtschaft zu bessern. Im Bundesarchiv haben sechs Mitarbeiter damit begonnen, die sechzig Aktenkilometer umfassende Überlieferung der Treuhandanstalt archivalisch zu erschließen. Überraschend schrieb nun kürzlich das bislang wirtschaftshistorisch wenig profilierte Institut für Zeitgeschichte in München sieben vom Bundesministerium für Finanzen finanzierte Stellen zur Erforschung der Geschichte der Treuhand aus. Gemessen an geisteswissenschaftlichen Maßstäben, handelt es sich um ein sehr großes Forschungsprojekt, über dessen finanzielle Dimensionen die Beteiligten bislang Stillschweigen bewahren.

Das Institut für Zeitgeschichte gibt an, es habe schon seit längerem die Rolle der Treuhandanstalt in den Blick genommen, und zwar „im Rahmen seines Forschungsschwerpunkts ‚Transformationen in der neuesten Zeitgeschichte‘, der die rasanten Wandlungsprozesse und soziokulturellen Brüche der Industriegesellschaften seit den 1970er Jahren erforscht“. Andere in diesem „Rahmen“ angesiedelte Projekte des Instituts untersuchen „Die Krise der Arbeitsgesellschaft 1973 bis 1989“, „Ökonomisches Denken und Systemtransformation in Polen 1975 bis 1995“ oder „Die Deutschen und Gorbatschow“, aber auch die „Geschichte der Sexualität in Deutschland 1965 bis 2000“ und die „Kulturgeschichte der Nachhaltigkeit“.

Da diese Zusammenarbeit zwischen Institut für Zeitgeschichte und Bundesfinanzministerium, in die auch das Bundesarchiv einbezogen ist, im Vorfeld als Geheimsache behandelt wurde, lässt sich über die Hintergründe lediglich spekulieren. Vieles spricht zu nächst dafür, dass das Bundesfinanzministerium als einer der politischen Hauptakteure der Privatisierung des volkseigenen Vermögens in Ostdeutschland den sich wieder intensivierenden Deutungskampf um die Treuhand und ihr Vermächtnis beeinflussen möchte. Um die Unwägbarkeiten einer öffentlichen Ausschreibung des lukrativen Auftrags zu vermeiden, hat es ein individuelles Arrangement mit dem Institut für Zeitgeschichte getroffen. Dahinter dürfte die Absicht stehen, die politischen Risiken der Erforschung dieses Themas zu reduzieren, solange das Bundesministerium der Finanzen noch in der Hand der CDU liegt. Das Haus wird seit 2009 von Wolfgang Schäuble, einem der maßgeblichen Akteure der Wiedervereinigungspolitik, geführt. Angesichts der Geheimniskrämerei liegt der Gedanke an parteipolitische Intentionen hinter dieser wissenschaftlichen Auftragsvergabe jedenfalls nicht fern. Allerdings gelten für Aufträge der öffentlichen Hand strenge Regeln, um die sich das Bundesfinanzministerium hier in keiner Weise scherte. Normalerweise ist im öffentlichen Dienst für jeden Auftrag über 500 Euro ein Angebotsvergleich erforderlich. Hier wurde jedoch ein Millionenbetrag in einem

vollkommen intransparenten Verfahren vergeben, über dessen Rechtmäßigkeit Juristen urteilen mögen.

Das Ministerium mag sich bei dieser Vorgehensweise sicher fühlen, weil es an eine mittlerweile eingetübte Praxis anschließen kann. Nach dem Vorbild der noch von Joschka Fischer initiierten vieldiskutierten Studie über das Auswärtige Amt haben zahlreiche Ministerien und Behörden von Bund und Ländern ähnliche Studien in Auftrag gegeben, bei denen zumeist nach personellen und institutionellen Kontinuitäten zur NS-Zeit gefragt wird. Der weitaus überwiegende Teil dieser Projekte wurde nach eigenem Gutdünken vergeben. Die öffentliche Ausschreibung eines umfangreichen Projekts zur Geschichte des Bundeskanzleramts schien jüngst eine Trendwende anzuzeigen, doch nun folgt die Vergabe der Treuhandstudie an das Institut für Zeitgeschichte wieder der gewohnten Arkanpraxis. Damit stellt sich die Frage, nach welchen Kriterien die Auswahl für die Vergabe solcher Studien erfolgt. Die Vermutung liegt nahe, dass neben der fachlichen Autorität insbesondere Faktoren wie öffentliche Bekanntheit und gesellschaftliche oder politische Nähe zur Ministerialbürokratie eine Rolle spielen.

Diese Angelegenheit wirft jedoch zugleich die grundsätzliche Frage der zunehmenden Bedeutung der von Ministerien, Behörden und Parlamenten in der Bundesrepublik vergebenen Forschungsaufträge auf. Mittlerweile tragen diese nicht nur am Institut für Zeitgeschichte, sondern auch anderswo zu einem erheblichen Teil der Personalausstattung bei, sie sind sozusagen zu einer tragenden Säule des Geschäftsmodells der Zeitgeschichte geworden. Damit verbinden sich Probleme, die nicht verkürzend in eine moralisierende Perspektive gerückt werden sollten, schließlich sitzen fast alle im selben Glashaus.

Neben dem Problem der oftmals intransparenten Auftragsvergabe stellt sich insbesondere die Frage, inwieweit viele zeithistorische Forschungsprojekte vor allem deshalb zustande kommen, weil das finanzielle Angebot die wissenschaftliche Nachfrage schafft. Produziert diese Form des akademischen Monetarismus eine Blase, die kurzfristig Beschäftigungsmöglichkeiten und Einfluss generiert und irgendwann platzen wird, vor allem auf Kosten der meist jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die in den personell oft stark aufgeblähten Projekten beschäftigt werden? Und was bedeutet das eigentlich für die Dynamik der Suche nach innovativen Forschungsthemen? Natürlich orientieren sich die Fragestellungen der Zeitgeschichte immer auch an gesellschaftlichen Orientierungsbedürfnissen. Aber sollen Letztere nun von Ministerien, Behörden und Parlamenten bestimmt werden?

Zu Recht ließe sich einwenden, warum denn die zeithistorische Forschung eigentlich dieses Spiel so bereitwillig mitmacht, wenn es denn gar so schrecklich sein soll. Die Erklärung liegt im Fetischcharakter der sogenannten Drittmittel, die mittlerweile die Geisteswissenschaften vollständig im Griff haben. Damit soll der tendenziell sinkende Anteil der finanziellen Grundausstattung kompensiert werden. Diesem Druck können sich Professoren und Institutsleiter nur individuell entziehen, wenn sie denn wollen, institutionell ist dies kaum möglich. Was kann man in dieser Situation also überhaupt wünschen? Kurzfristig wäre es sinnvoll, dass die Praxis der intransparenten Vergabe von Forschungsaufträgen durch Verfahren ersetzt wird, die unter wissenschaftlichen Wettbewerbsbedingungen die fachliche Qualität prämiieren. Zyniker unter den Kollegen argumentieren freilich augenzwinkernd, dass sich das Ergebnis wenig unterscheiden würde.

Langfristig wäre aber vor allem auch darüber nachzudenken, inwieweit Drittmittel als Steuerungsinstrument der Geschichtswissenschaft inzwischen eine destruktive Wirkung entfalten. Denn was bedeutet es, wenn am Anfang eines Forschungsprozesses immer öfter zunächst die Vorgabe steht, ein bestimmtes Drittmittelvolumen zu erreichen, bevor es auf die mühsame Suche nach einer erfolgversprechenden Fragestellung geht? Die zeithistorische Auftragsforschung verkürzt diesen Prozess in bequemer Weise, indem mit dem schnellen Geld gleich das Thema mitgeliefert wird. Gleichzeitig verstärkt das die Konkurrenz zwischen den durch die Auftragsforschung stark expandierenden außeruniversitären Forschungsinstituten und der universitären Geschichtswissenschaft, die unter einem Konflikt zwischen einer vorgeblich studierendunfreundlichen Kostenloskultur und verschärfter Ökonomisierung im Inneren leidet. Und so landen wir bei einem klassischen Dilemma der Institutionenanalyse: Keiner ist böse, aber alle tun das Falsche.

Constantin Goschler ist Professor für Zeitgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum und leitet gegenwärtig ein Projekt zur Wahrnehmung und Bewertung der Treuhandanstalt, das vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie finanziert wird. Zuvor leitete er zusammen mit Michael Wala ein Forschungsprojekt zur Geschichte des Bundesamts für Verfassungsschutz, das vom Bundesinnenministerium finanziert wurde.



Die legitime Nachfolgerin von Mahalia Jackson: Queen Esther Marrow mit den Harlem Gospel Singers auf der Bühne

Foto Sven Darmer

Die sentimentale Reise der Queen Esther

Brodelnder Gottesdienst: Eine große Sängerin nimmt Abschied von den Harlem Gospel Singers

Was für ein Name: Queen Esther. Aber kein Pseudonym. Die Mutter wusste schon, was sie tat, als sie ihrer Tochter bei der Geburt vor gut fünfundsiebzig Jahren in Newport News, einer geschichtsträchtigen Region in Virginia, diesen Namen gab. Sie dachte an das Buch Esther aus dem Alten Testament und hoffte wohl, dass eines Tages ein König erscheinen möge, dem ihre Queen Esther – in ähnlicher Weise, wie es die Bibel berichtete – Ratgeber und Helfer in politisch-religiösen Krisenzeiten sein könnte.

Er kam tatsächlich. Und Queen Esther Marrow war mit ihrem Talent und ihrer Botschaft an seiner Seite. Wie Harry Belafonte und Sidney Poitier, Tony Bennett, Dick Gregory, Sammy Davis Jr., Nina Simone und eine ganze Phalanx wacher Künstler unterstützte sie in den sechziger Jahren Martin Luther King bei seinen Auftritten und Marschen der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. An der Seite von Mahalia Jackson sang sie ihr inbrünstiges „We Shall Overcome“, jenen alten Gospelsong, den Pete Seeger wiederentdeckt und Joan Baez als neue Hymne popularisiert hatte. Später trat Queen Esther Marrow im Weißen Haus vor amerikanischen Präsidenten auf, vor Ronald Reagan, Bill Clinton, George W. Bush und Barack Obama. Und was wild passieren, sollte Donald Trump sie einladen? „Ich werde die Einladung ablehnen.“

Queen Esther Marrow, die legitime Nachfolgerin von Mahalia Jackson, hat gerade ihre letzte Tournee mit den Harlem Gospel Singers begonnen, die sie vor fünf-

undzwanzig Jahren gegründet hatte. Sie sitzt im Proberaum des Hafenhofs in brandenburgischen Rheinsberg, wo die Proben der neuen Show stattfinden, und spricht über die Situation in Amerika: „Es ist erschreckend. All das, was wir in der Zeit mit Dr. King und davor durchlebt haben, kommt nun wieder zurück. In der Gegend, wo ich wohne, hissen manche wieder die Flagge der Konföderierten. Freunde von mir sind im Peninsula District von Newport News tagsüber in ein Restaurant gegangen, und an der Bar saß ein Mann, der offene Waffe trug. Es ist nicht verboten, in ein Geschäft zu gehen, eine Waffe zu kaufen und sie offen zu tragen. Aber es ist bedrohlich. Meine Freunde sind aufgestanden und haben das Restaurant verlassen.“ Queen Esther sagt, Trump habe die Büchse der Pandora geöffnet und demonstriert, dass es okay sei, ungeniert zu provozieren und zu zeigen, was man von anderen hält. „Es ist eine Schande, dass er gewählt wurde.“

Resignation aber war nie die Triebfeder der politisch bewussten Künstlerin. Ihre Gospelsmusik ist immer Gesang, Gebet und geistige Waffe in einem gewesen. Und bisweilen war sie auch wie ein PUNCH von Joe Louis. In diesen Hymnen hat sich das traditionelle Kommunikationsnetz aus Fragen und Antworten zwischen dem Prediger und der Gemeinde klingend erhalten. Aber die Form ist nicht die von Lesung und andächtigem Lauschen, wie man es aus Europas Kirchen kennt. Rede erzeugt hier Gegenrede, jeder Ruf findet seine kollektiv geäußerte Bestätigung, individuelle

Töne wachsen zu einer vielmehrigen Polyphonie. Und im heilsamen Durcheinander aus Händeklatschen, Jubelgesang und ekstatischen Schreien spürt man, was diese Musik ausmacht. Gospel ist Seelsorge, Soulfood im wahrsten Sinne des Wortes. Wehmut schwingt in dieser Abschiedstournee mit. Eine „Sentimental Journey“ ist es für Queen Esther. Dafür hat sie das Beste aus einem Vierteljahrhundert Harlem Gospel Singers zusammengestellt. Spirituales wie Mahalia Jacksons grandiose Klage „Didn't It Rain“ oder „High and Higher“ sind dabei, auch Jazzballaden wie „Georgia On My Mind“, Hoagy Carmichaels Liebeserklärung an den tiefen Süden, schließlich moderne Gospelsongs wie „Goin' Up Yonder“ und alte geistliche Lieder wie „Amazing Grace“, ursprünglich die prototypische Saulus-Paulus-Verwandlung eines Sklaventreibers.

Queen Esther Marrow wurde in den 55 Jahren ihrer künstlerischen Karriere zur größten Gospelsängerin Amerikas. Aber ein Reinheitsgebot gab es bei ihr nie. Es wäre auch verwunderlich, denn im Vergleich zum Spiritual zeichnet sich Gospel ja gerade dadurch aus, dass er alles Charakteristische aus der afroamerikanischen Klangwelt absorbiert, von der suggestiven Harmonik des Blues und den rollenden Rhythmen des Boogie-Woogie bis zu den schlingernden Phrasierungen des Jazz und den zornigen Gebärden des aktuellen Rap. Das alles wird dann ein brodelnder Gottesdienst.

Wie viele große afroamerikanische Künstler hat Queen Esther schon als Kind in Kirchenchören gesungen, kann dann

nach New York, sang eher unauffällig in Bars und Jazzclubs und wurde Mitte der sechziger Jahre von Duke Ellington für seine „Sacred Concerts“ in der Grace Cathedral von San Francisco entdeckt. Danach begann ihre Jazzkarriere mit Musikern aus dem Miles-Davis-Kreis. Sie war Partnerin von Chick Corea, Joe Zawinul und Kenny Barron, sang beim Newport Jazz Festival, trat in den traditionsreichen New Yorker Clubs auf, ging mit Harry Belafonte und Bob Dylan auf Tournee und gründete schließlich mit Hilfe des deutschen Produzenten Michael Brenner 1991 in Mannheim, mittlerweile die heimliche Popmetropole des Kontinents, für eine einzige Produktion die Harlem Gospel Singers. Aus den acht Wochen der ersten Tournee wurden fünfundzwanzig Jahre Gospelgeschichte mit internationaler Ausstrahlung.

Was kommt danach? Queen Esther Marrow nimmt Abschied von ihrer Gospeltruppe, aber nicht von der Musik und der Frohen Botschaft. Sie wird wieder mehr Jazz singen und ein Buch über ihr Leben schreiben. Mahalia Jackson bekommt darin wohl einen Ehrenplatz, auch Martin Luther King. Die Audienz bei Johannes Paul II. wird vorkommen, Bill Clinton, der musikalischste Bewohner des Weißen Hauses, und Barack Obama: „Dass zu meinen Lebzeiten ein Schwarzer im Weißen Haus sitzen würde, das war unfassbar. Was Obama sagte und wofür er stand, das machte mich nur glücklich.“ Die Zeiten haben sich geändert, aber die Hoffnung ist geblieben.

WOLFGANG SANDNER
Die nächsten Stationen der Abschiedstournee unter www.theharlemgospelsingers.de

Der Mann, der Einfamilienhäuser aufeinanderstapelte

Ein Modell für den Städtebau: Zum Werk des unlängst verstorbenen österreichischen Architekten Harry Glück

Das größtmögliche Glück für die größtmögliche Zahl – das war ein Slogan, mit dem die Sozialdemokraten des neunzehnten Jahrhunderts groß wurden. Und es war auch der Leitspruch, das Credo des 1925 in Wien geborenen und ursprünglich als Bühnenbildner tätigen Architekten Harry Glück. Wie man die Massen glücklich machen kann, das ließ sich, so sah es der Architekt, in den kommunalen Wohnhöfen des „Roten Wien“ der zwanziger und dreißiger Jahre sehen. Nach dem Krieg entstanden dann oft andere Großformen als Schlüssel zur Lösung der Wohnungsfrage. Aber während andere Städte in den sechziger und siebziger Jahren unsägliche Wohnsatelliten an den Stadtrand stellten, erfand Harry Glück, der bis zuletzt plante und es in sechs Jahrzehnten auf achtzehntausend Wohnungen brachte, die Großsiedlung quasi im Alleingang neu.

Zum einen entwickelte er den Typus des Terrassenhauses zur Serienreife und setzte ihn – allen voran im neunzig Meter hohen Wohnpark Alt-Erlaa im Süden Wiens – mustergültig um. Dabei stapelte er bis zu zwölf Geschosse so übereinander, dass jede Wohnung eine große bepflanzbare Terrasse unter freiem Himmel erhielt. Damit entstand trotz hoher städtebaulicher Dichte eine Wohnqualität, die jener im Reihenhäuser mit Garten um nichts nachsteht – und den Traum vieler Städter nach dem Eigenheim im Grünen samt zweier Autos obsolet machte.

Glück baute keine Wohnregale, in die die Menschen einsortiert wurden wie Ersatzteile für die Industriegesellschaft, er stapelte Einfamilienhäuser. Das ist ein großer Unterschied. Seine ebenso effizienten wie hochwertigen Bauten zeichnen sich durch eine von der formalistischen Kollegenschaft oft angefeindete Kompaktheit aus, die aber Platz ließ für großzügige, verkehrslose Freiräume, de-

ren Nutzbarkeit sich augenfällig vom Standard städtischer Grünhöfe abhebt.

Zum anderen nutzte Glück das Volumen seiner Bauten, um im Gebäudeinneren viele Freizeit- und Gemeinschaftseinrichtungen und auf den Dächern geradezu luxuriöse Schwimmbäder zu verwirklichen: eine Weltneuheit im sozialen Wohnbau, die sich durch Einsparungen insbesondere in der Gebäudekonstruktion fi-

nanzierte. Damit ermöglichte der Architekt selbst in Anlagen für mehrere tausend Menschen eine fast dörfliche Nachbarschaftlichkeit – und ein Leben wie ein Millionär, der abends von seinem Roof-Pool über die Stadt schaut. Wie visionär Glück war, erkennt man erst heute – nicht nur der niedrige Bodenverbrauch, der geringe Mobilitätsbedarf sowie die hohe Energieeffizienz selbst älterer Bauten zeigen, wie nachhaltig seine Bauten waren, sondern auch das soziale Klima. Studien zufolge ist die Zufriedenheit im Wiener Wohnbau nirgends so groß wie in Häusern von Harry Glück.

Aber Glücks Modell war keineswegs auf Großsiedlungen beschränkt. Er übertrug seine Prinzipien des kommunikativen und freiraumbezogenen Wohnens genauso auf verdichtete Flachbausiedlungen. Damit bewies er, dass nicht Größe, Höhe, Struktur oder Form einer Anlage über ein zufriedenstellendes Wohnen entscheiden, sondern die dezidierte Orientierung an den Bedürfnissen der Menschen. Diese Gesinnung scheint bei jüngeren Architekten Anklang zu finden, die den jahrzehntelangen Verfeimten wieder für sich entdecken und damit Glücks Auffassung, dass sozialer Wohnbau zuvorderst eine gesellschaftspolitische Aufgabe sei, Glück selbst starb am 13. Dezember. Aber vor seinem Werk liegt noch eine große Zukunft als Modell für das, was im Städtebau passieren muss.

REINHARD SEISS



Terrassenhaus in Serie: Harry Glücks Wohnpark Alt-Erlaa

Foto Philipp Horak/Anzenberger